

Peter Geiss/Konrad Vössing (Hrsgg.): Die Völkerwanderung. Mythos – Forschung – Vermittlung. Göttingen: V & R unipress/Bonn University Press 2021 (Wissenschaft und Lehrerbildung 6). 337 S., 16 Abb. € 50.00. ISBN: 978-3-8471-1154-2.

Der von den Bonner Historikern Peter Geiss und Konrad Vössing herausgegebene Band fußt im Kern auf den Vorträgen eines 2016 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität abgehaltenen Kolloquiums ähnlichen Titels („Die Völkerwanderung – Mythos und Wirklichkeit“). Für die Drucklegung wurden dann weitere Beiträge aufgenommen, die insbesondere der Rezeption und Vermittlung der Völkerwanderungszeit in Vergangenheit und Gegenwart nachgehen. Eine deutlichere thematische Untergliederung des Bandes hätte sich im Interesse der Leserschaft angeboten: ein erster Teil mit Beiträgen zur gegenwärtigen Forschung zur Völkerwanderungszeit und ein zweiter Teil mit den Beiträgen zur Rezeptionsgeschichte und (schulischen) Vermittlung dieser seit jeher emotional aufgeladenen und mythisierten Epoche. Den äußeren Anlass für Kolloquium und Band bot die Flüchtlingskrise von 2015 und die Frage ihrer Vergleichbarkeit mit der spätantiken Völkerwanderungszeit, die durch mündliche Äußerungen mancher Politiker und innerhalb der althistorischen Forschung durch einen viel zitierten und kritisierten Zeitungsbeitrag von Alexander Demandt¹ zum Übertritt der Westgoten auf römisches Gebiet im Jahr 376 aufgeworfen wurde (wiewohl Demandt *expressis verbis* gar nicht auf die Flüchtlingskrise Bezug nahm; siehe Peter Geiss/Konrad Vössing: „Einleitung: Kalt und heiß – die Völkerwanderung zwischen Historisierung und Aktualisierung“, S. 8). Die Kernfrage, mit der sich der Band auseinandersetzt, lautet also, welches Bild oder besser, da hier durchaus konträre Positionen bestehen: welche Bilder die moderne Forschung von der Völkerwanderungszeit zeichnet und wie diese und die daran einzuübenden Techniken historischen Arbeitens, auf ein für junge Menschen verständliches Maß heruntergebrochen, Eingang in die schulische Vermittlung finden können. Dass die historische Bewertung der Völkerwanderungszeit anfällig für eine Mythenbildung mit nationalistischen und rassistischen Untertönen war (und ist), wird in mehreren Beiträgen eindrücklich thematisiert. Doch mit dem Ziel, diese althergebrachten Stereotype in modernen Schulbüchern

1 A. Demandt: Untergang des römischen Reichs. Das Ende der alten Ordnung. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22.01.2016, S. 6.

auszumerzen und ein zeitgemäßeres Bild der Epoche zu vermitteln, entstehen neue Probleme.

Zum Auftakt bietet Roland Steinacher mit den beiden Beiträgen „Wandernde Barbaren. Antike Geschichtsbilder und neuzeitliche Wissenschaft“ (S. 19–40) und „Die Umgestaltung der römischen Welt zwischen Antike und Mittelalter. Perspektiven der Forschung“ (S. 41–73) einen Überblick über die neueren Tendenzen der Forschung. Er gehört zu den Fachvertretern, die sich dezidiert der Dekonstruktion des Konzepts ‚Völkerwanderung‘ verschrieben haben, wie die Herausgeber einleitend kommentieren (S. 13). Steinacher spart hierbei nicht an plastischen Formulierungen: Ihm geht es darum, das Bild einer das Römische Reich „hinwegfegenden Völkerwanderung“ (S. 19) aus den Köpfen der Menschen zu tilgen. Denn ein massenhaftes und gewaltsames Eindringen von barbarischen *gentes* habe es gar nicht gegeben: „[...] zu keiner Zeit [handelte es sich] um eine Masseneinwanderung. Bewegt haben sich bewaffnete Kriegerverbände, manche in der Größe kampfstarker Armeen, und fast alle waren von den Römern selbst aktiv ins Land geholt worden“ (S. 22–23). Das bringt ziemlich genau auf den Punkt, wie Steinacher die als solche kaum noch zu benennende Völkerwanderungszeit verstanden wissen will. Weil es seiner Auffassung nach keine Invasionen barbarischer *gentes* gab, scheiden diese folgerichtig auch als eine Ursache für das Ende des weströmischen Imperiums aus. Programmatisch die Überschrift des siebten Abschnitts: „Die Desintegration des Römischen Reichs lässt sich auch ohne Invasionen erklären“ (S. 30). Steinacher geht so weit, dass er in der Bildung der neuen Großverbände der Franken, Alamannen, Goten und Vandalen ein römisches Bedürfnis nach kampfstarken Verbänden sieht, die als potentielle Verbündete dazu beitragen konnten, die Grenzen zu sichern (S. 31). Die Trennung zwischen barbarischen und römischen Soldaten soll schon rein äußerlich verschwommen gewesen sein: „Da sich nun die meisten Soldaten um ein wildes, barbarisches Aussehen bemühten, dürfte es zunehmend schwer gefallen sein, reguläre Truppen von ‚föderierten‘, [...] reichsfremden Kriegern zu unterscheiden“ (S. 33). Das allerdings wäre auch seitens der Archäologie erst noch zu erweisen. Einmal mehr versucht Steinacher hier, den Eigencharakter der bewusst so nicht genannten *gentes* zurückzunehmen und diese Verbände als beliebige Teile der römischen Armee zu charakterisieren. Der Rezensent möchte die Validität dieser Folgerung ebenso anzweifeln wie die angeblich auf römische Sicherheitsbedürfnisse reagierenden Zusammen-

schlüsse von Großverbänden, deren Rolle ganz funktionalistisch auf die von „spezialisierten Dienstleistern“ reduziert wird (S. 32), die Absage an eine massenhafte Einwanderung (sind mehr als fünfzigtausend Vandalen oder einige Zehntausend Westgoten für antike Verhältnisse keine Massen?) und das Negieren von Wanderbewegungen als solchen. Zumindest wäre hier sehr viel stärker nach einzelnen Verbänden, ihrer Struktur und ihrem Agieren im Römischen Reich zu differenzieren.

In seinem zweiten Beitrag bietet Steinacher einen Überblick über die jüngere Forschung und den Forschungsstand zur Spätantike, beginnend mit dem Epochenbegriff, dessen Definition und Abgrenzung von Antike und Mittelalter eine bis heute fortdauernde Diskussion über eine ‚kurze‘, mit Justinian endende, oder eine ‚lange‘, bis zur Karolingerzeit und darüber hinaus reichende Spätantike befeuert (S. 41–45). Bei der Bewertung der Epochen Grenzen spielt die Einschätzung der Völkerwanderung und ihrer Auswirkungen eine wesentliche Rolle. Auch wenn Steinacher unter anderem mit Wolf Liebeschuetz, Peter Heather und Brian Ward-Perkins Forscher zu Wort kommen lässt, die in je unterschiedlicher Gewichtung dem Hunneneinfall und den migrierenden *gentes* Bedeutung für den Niedergang des Römischen Reichs beimessen, so lässt sich kaum übersehen, dass seine eigene Auffassung entscheidend von dem Gedanken der „Transformation of the Roman World“ (S. 45) geprägt wurde. Immerhin gesteht er zu, dass die Diskussion um die beiden grundlegenden Interpretationsansätze (Transformation oder Niedergang respektive Untergang Roms) mit allen Zwischentönen sich „in den Forschungsdebatten der letzten Jahrzehnte als überaus fruchtbringend“ (S. 52) erwies. Schwerer tut sich Steinacher mit den Akteuren der Völkerwanderung. Seine schon im ersten Beitrag aufscheinende Kritik am Germanenbegriff erweitert er hier und warnt vor einer Überschätzung der Ethnizität der spätantiken *gentes* (S. 55–60). Fast schon konsterniert hält er dann aber fest, dass es nach wie vor schwierig sei, die Forschungen zum spät- und nachrömischen Westen nach Regionen und nicht nach Völkern zu gliedern; denn „[...] die nachrömischen Königreiche, so sehr sie auf römischen Voraussetzungen ruhten, [waren] nicht nach Regionen benannt, sondern führten ethnische Bezeichnungen“ (S. 59). Doch zieht er aus dieser überraschenden Erkenntnis keine Konsequenzen für die eigene Position. Auch in der Archäologie favorisiert er ganz klar jene Standpunkte, die allen Versuchen einer ethnischen Deutung des Fundmaterials eine klare Absage erteilen, und sieht Philipp von Rum-

mel folgend in den zur Debatte stehenden Grabfunden keine ethnischen Gruppen als vielmehr eine Manifestation der Zugehörigkeit zum spätantiken Militär (S. 60), eine Deutung, die nach Auffassung des Rezensenten wenig für sich hat². Dass sich Steinacher abschließend künftig eine regelmäßige(re) Kommunikation zwischen Geschichtswissenschaft und Archäologie wünscht, ist vorderhand natürlich zu begrüßen (S. 62). Das hieße dann aber auch, die Kontroversen des jeweiligen Faches stärker zu berücksichtigen und jene Interpretationen nicht a priori zu verwerfen oder gleich ganz außer Acht zu lassen, die der eigenen Auffassung entgegenstehen.

Wiewohl der Titel dies nicht vermuten lässt, entfaltet Konrad Vössing in seinem Beitrag „Völkerwanderung überall? Die spätantiken *gentes* und die Spezifika einer Umbruchszeit“ (S. 109–150) in einigen zentralen Punkten gleichsam einen Gegenentwurf zu Steinachers Sicht. Explizit geht es Vössing darum, die ‚Völker‘ und ihre Rolle und Struktur zu betrachten, um sich abschließend über die Chancen und Risiken der mehr und mehr in die Kritik geratenen Bezeichnung einer ganzen Epoche zu äußern – auch und gerade vor dem Hintergrund moderner Vergleiche (S. 109). Daher versucht er zunächst, die Grundlagen für einen solchen Vergleich zu objektivieren, indem er Kriterien für den Übertritt der Westgoten über die Donau 376 als das primordiale Ereignis der Völkerwanderungszeit aufstellt, die eine Beurteilung bezüglich Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung gestatten (Gründe der Migration, Erwartungshaltung der Migranten, Maßnahmen und Beweggründe der römischen Seite). Schnell wird deutlich, dass sich scheinbare Ähnlichkeiten mit dem Flüchtlingsstrom von 2015 bei näherem Hinsehen auflösen (S. 117–122). Denn es waren organisierte, unter Waffen stehende Großverbände, denen Kaiser Valens den Zutritt ins Reich gestattete in der Hoffnung, mit den wehrtüchtigen Goten die Reihen der römischen Armee aufzufüllen. Während aber Steinacher in den Westgoten und anderen – mit oder ohne Zustimmung Roms – migrierenden *gentes* einfach einen Teil der nichtrömischen Soldaten innerhalb des römischen Heeres sieht und ihre spezifische gentile Verfasstheit außer Acht lässt, betont Vössing die Sonderrolle dieser Gruppen: Es handelt sich eben nicht um reguläre Verbände der römischen Armee, sondern um in einem Prozess der Neu-

2 Ch. Eger: Kleidung und Grabausstattung barbarischer Eliten im 5. Jahrhundert. Gedanken zu Philipp von Rummels „*Habitus barbarus*“. In: *Germania* 89, 2011 [2013], S. 215–230, auch online unter der folgenden URL: <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/germania/article/download/66692/59969>.

strukturierung befindliche *gentes*, die neben ihrer Verpflichtung zu militärischen Dienstleistungen (so es sie gab: für den Übertritt der Vandalen auf Reichsgebiet ist dies schwerlich der Fall) eben auch auf ihre Eigenständigkeit und eine dauerhafte Ansiedlung mit eigenem Grund und Boden pochten (S. 123–124). Ein wichtiges Merkmal sieht Vössing in der Ethnizität dieser Verbände, die deshalb auch in den Quellen nicht als römische Einheiten, sondern eben als Goten oder Hunnen bezeichnet werden. Dabei möchte Vössing weder überkommenen Vorstellungen von alten, seit jeher bestehenden Identitäten das Wort reden noch die grundsätzliche Skepsis teilen, die sich in den letzten zwanzig Jahren mehr und mehr unter Archäologen und Historikern breitgemacht hat. Vielmehr konstatiert er ein immanentes Interesse solcher Großgruppen nach abgrenzender Identität, die sich auf vorhandene Gemeinsamkeiten, nämlich das gemeinsam Erlebte, stützen konnte (S. 134–135). Ihre Anführer handelten immer auch und sogar vorrangig im Interesse der *gens* – anders als jene Heermeister barbarischer Herkunft, die sich als Vertreter der römischen Macht verstanden und in römischem Interesse häufig genug gegen die *gentes* vorgehen mussten (S. 124–125). Die besondere Situation des spätrömischen Reichs, die eine Rekrutierung einheimischer Soldaten zunehmend erschwerte, machte es notwendig, auf Großverbände von jenseits der Reichsgrenzen zurückzugreifen, die durch den üblichen Pakt (*foedus*) – Versorgung und Land gegen Militärdienst der wehrfähigen männlichen Angehörigen dieser Verbände – an Rom gebunden wurden. Dass die männlichen Angehörigen der *gentes* „spezialisierte Dienstleister“ (Steinacher, siehe oben) waren, leugnet auch Vössing nicht. Allerdings ist diese umfassende Militarisierung der *gentes* das Ergebnis einer Entwicklung, die durch den Wunsch nach dauerhafter Versorgung und Ansiedlung der gesamten *gens* angestoßen wurde. Zentrale Bedingung eines jeden *foedus* war überdies, dass Rom die *gentes* als Einheiten beließ und ihnen eine weitgehende Autonomie zugestand. Gerade das unterschied sie von einzelnen oder in kleineren Gruppen angeworbenen Barbaren, die Rom an sich viel lieber gehabt hätte, weil sie leichter zu disziplinieren waren. Deshalb war eine bestimmte Größe ausschlaggebend für die Existenz der *gentes*: Nur so konnten sie sich gegen Rom behaupten (S. 132–133). Und um an den Anfang zurückzukehren: Die besondere Rolle der *gentes*, ihrer Migration und dauerhaften Ansiedlung im Römischen Reich berechtigen laut Vössing sehr wohl, diese Zeit mit einem eigenen prägnanten Epochenbegriff zu belegen, der trotz aller Unzulänglichkeit der beiden

Wortbestandteile ‚Völkerwanderung‘ der blossen ‚Transformation‘ vorzuziehen sei (S. 140–141).

Mit „Römer und Germanen – feindliche Nachbarn?“ (S. 75–89) steuert Alexander Demandt eine aufschlussreiche Übersicht zu dem äußerst ambivalenten Verhältnis des Römischen Reichs zu seinen germanischen Nachbarn von der cäsarischen Zeit bis in fränkische Zeit bei. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Tatsache, dass es den Römern nicht gleich zu Anfang gelungen ist, die Germanen zu besiegen und das kontinentalgermanische Territorium wenigstens bis zur Elbe dem Reich einzuverleiben. Bereits bei Cäsar deuten sich deshalb zwei Lösungsansätze an: zum einen Abwehr und Abschreckung, zum anderen die Anwerbung von Germanen für das römische Militär bis hin zur Aufnahme in das Reich (S. 76). Doch beides führte letztlich nicht zum gewünschten Erfolg, oder – um es in den Worten Demandts auszudrücken: „Die Römer konnten sohin [sic!] weder mit den Germanen noch ohne sie auskommen. Die römische Germanenpolitik war in beiden Varianten gescheitert: Weder die Abwehr noch die Ansiedlung konnte das Problem lösen.“ (S. 80). Verhängnisvoll aus römischer Sicht war schließlich die in spätrömischer Zeit massenhafte Anwerbung germanischer Söldner bis hin zur Besetzung höchster Militärämter mit Männern germanischer Abstammung. Dass der Weg vom Heermeister zum Herrscher führte (S. 83–84), hätte jedoch pointierter betrachtet werden müssen: Denn das Rennen machten letztlich nicht die regulären Heermeister, die zwar bis zuletzt immer mächtiger wurden und sich als Kaisermacher gerierten, ohne je selbst Kaiser zu werden, sondern die Anführer der föderierten *gentes*. Einzige Ausnahme ist Odoaker, der ohne eine entsprechende große gentile Hausmacht den Schritt zum Herrscher wagte und bezeichnenderweise keinen gentilen, sondern einen territorialen Königstitel führte – und damit scheiterte: Mit Theoderich, der Odoaker angeblich eigenhändig beseitigte, gewann der formal von Ostrom legitimierte Heerführer einer im Sinne Vössings (siehe oben) ausreichend großen *gens* die Oberhand. Insofern ist das Resümee Demandts: „Die wachsende Bedeutung der Germanen im römischen Heer ließ es erwarten, dass irgendwann auch das Kaisertum auf sie übergehen würde“ (S. 86), dahingehend abzuändern, dass genau das nicht gelang, sondern nur der Weg zum gentilen Königtum auf ehemals römischem Boden zum Erfolg führte.

Die *gentes* trafen in den einzelnen Regionen sehr unterschiedliche Ausgangsbedingungen an und entwickelten hierfür je eigene Lösungen, wie

Lennart Gilhaus am Beispiel von Franken und Vandalen ausführt („Extremfälle der Gesellschaftsorganisation in den nachrömischen *regna* – Militär, Gewalt und Integration in den Reichen der Franken und Vandalen“, S. 91–107). Doch auch die *gentes* selbst waren ganz unterschiedlich strukturiert – ein Aspekt, der bei ihm etwas zu kurz kommt: So fehlte den Franken das primordiale Erlebnis einer weiten Wanderung und es fehlte zunächst eine zentrale Führung unter einem Heerkönig. Stattdessen existierten anfänglich mehrere fränkische Verbände und Gruppen, von denen einige bereits recht früh – nämlich in tetrarchischer Zeit – auf römischem Boden angesiedelt wurden, und das nicht allzu weit von ihren früheren Siedlungsgebieten entfernt. Demgegenüber legte der vandalisch-alanische Verband einen weiten Weg seit dem gewaltsamen Übertritt auf Reichsboden 406 zurück, bevor er in Nordafrika ein *regnum* unter hasdingischer Führung errichtete. Sicherlich spielte die Gewalt- und Kampfbereitschaft aller *gentes* eine große Rolle bei der Durchsetzung ihrer Politik, aber ob sie das zentrale Identifikationsmerkmal war – so Gilhaus (S. 91–92) – oder nur Mittel zum Zweck, sei dahingestellt. Gleich zu Beginn stellt er Vandalen und Franken in ihrem Umgang mit der einheimisch-romanischen Bevölkerung thesenhaft gegenüber: hier die auf Separation von den entwaffneten Romanen setzenden Vandalen, dort die merowingischen Franken, die relativ rasch eine Fusion der verschiedenen (ethnischen) Gruppen zuließen (S. 92). Gilhaus sieht die Entwicklung im fränkischen Herrschaftsgebiet in der grenznahen Lage begründet, die frühzeitig zu einer Militarisierung der gallischen Gesellschaft geführt habe, in der Kriegsdienst und bürgerliche Identität offenbar eng miteinander verbunden waren (S. 93). Als Beleg nimmt er auch die unter anderem mit Waffen versehenen beigabenführenden Gräber (Nord-)Galliens in Anspruch (S. 93–94), damit einer Interpretation folgend, die innerhalb der frühgeschichtlichen Archäologie zwar derzeit en vogue, aber keineswegs unumstritten ist. Ohne hier erneut auf die Probleme ethnischer Deutung eingehen zu wollen, sei darauf hingewiesen, dass zumindest in den südlichen Niederlanden und am deutschen Niederrhein seitens der Bodendenkmalpflege ein weitgehender Siedlungsabbruch auf dem Land um die Mitte des dritten Jahrhunderts konstatiert wird. Seit dem späten dritten Jahrhundert erfolgte dann sukzessive eine Aufsiedlung durch neue Gruppen, über deren germanische Herkunft wenig Zweifel bestehen. Allenfalls an den größeren befestigten Plätzen (zum Beispiel Tricensimae/Xanten) gab es nördlich von Köln noch restromanische Gruppen um 400. Das heißt, zumindest in der nördlichen Germania Secunda

kann von einer Militarisierung der einheimischen Bevölkerung oder einer militarisierten Grenzgesellschaft kaum die Rede sein. Vielmehr dürften sich dort vergleichsweise früh fränkische Gesellschafts- und Herrschaftsstrukturen etabliert haben. Die von Gilhaus beschriebenen Zustände: Lockerung der Bindungen der lokalen Bevölkerung an das Römische Reich, da vom römischen Heer keine Hilfe mehr zu erwarten war; neue Loyalitäten, die vom militärischen und wirtschaftlichen Erfolg der unterschiedlichen Warlords abhingen, trifft eher auf den nordfranzösischen Raum zu. Dass sich hier letztlich die Franken Ende des fünften Jahrhunderts durchsetzen konnten, wird man auch mit der bereits fortgeschrittenen fränkischen Besiedlung zuvor nahezu entvölkerter Landstriche entlang des deutschen und niederländischen Niederrheins zu begründen haben, wie Gilhaus richtiggehend festhält (S. 94). Schließlich erleichterte die Taufe Chlodwigs eine Akzeptanz der fränkischen Herrschaft (S. 95). Dass jedoch die „männliche Identität aller Einwohner Galliens [...] vor allem darauf [basierte], ein Krieger zu sein“ (S. 96), wäre durch eine kontrastive Analyse der Grabfunde zu prüfen: Die waffenführenden Gräber dünne jedenfalls südlich der Seine bereits aus und sind südlich der Loire selten. Ganz andere Verhältnisse trafen die Vandalen in Nordafrika an: Abgesehen von gotischen Soldaten in römischen Diensten gab es dort keine germanische Vorbevölkerung. Auch waren die Vandalen nicht als grenzverteidigende *foederati* ins Land gekommen oder angesiedelt worden, sondern als Kampftruppe des Warlords Bonifatius, wenn denn richtig ist, dass er die Vandalen ins Land gerufen hat. Sie sind also Invasoren, die sich ihrerseits nun der latenten Gefahr eines römischen Angriffs auf ihr *regnum* ausgesetzt sahen (S. 100). Griff man für die zivile Administration auf einheimische Provinziale zurück, so blieb das Militär allein den Angehörigen der vandalischen *gens* vorbehalten. Verbündete suchte man sich unter den maurischen Stämmen. Die Abgrenzung wurde noch religiös untermauert durch das unbedingte Festhalten am homöischen Glauben (S. 102). So blieben die Vandalen bis zum Ende eine „Eroberungsgesellschaft“ (S. 103), die dann auch im Krieg gegen Ostrom keine Unterstützung unter den Einheimischen fand und schnell unterging.

Mit Klaus Rosens Beitrag zu „Attila – Europas Unvergesslicher“ (S. 151–182) beginnt der zweite, rezeptions- und vermittlungsgeschichtliche Teil des Bandes. Schon die spätantiken Quellen überhöhten Attila und trugen damit zur Entstehung eines Mythos bei. Rosen legt unterschiedliche Stränge frei. Einer basiert auf der kirchlichen Überlieferung: Schon bei der

Überwindung von Attilas Hunnen auf den Katalaunischen Feldern sahen Autoren göttliche Hilfe am Werk (S. 153). In der Folge entwickelten sich Legenden über die Rettung unterschiedlicher Städte vornehmlich in Frankreich und Oberitalien, deren Bischöfe Attila von der offenbar beabsichtigten Plünderung oder Zerstörung abhalten konnten. Darunter finden sich auch solche Städte, die von den Hunnenstürmen gar nicht betroffen waren. Der andere Strang der Mythenbildung wird durch den burgundischen Adel angestoßen und mündet poetisch vielfach überformt im Nibelungenlied. Ein dritter Strang setzt in der Neuzeit ein. 1870 sehen unsere westlichen Nachbarn in den Deutschen die modernen Hunnen, die in Gallien einfallen (S. 173). Der Vergleich wird knapp dreißig Jahre später durch die berühmt-berüchtigte Hunnenrede Kaiser Wilhelms II. noch befeuert und erreicht dann seinen propagandistischen Höhepunkt im ersten Weltkrieg (S. 173–174). Man hätte sich eine abschließende Stellungnahme Rosens gewünscht, inwieweit Attila aus Sicht der modernen Geschichtsforschung dem Bild des abschreckenden Gewaltherrschers entspricht oder dieses Bild einfach nur ein Zerrbild unterschiedlichster Projektionen ist.

Die Figur Attilas beschäftigt auch Uwe Baumann, der sich der Rezeption des Hunnenherrschers im Geschichtscomic widmet („Populäre Inszenierung des Grauens: Attila und die Hunnen-Einfälle im modernen Geschichts-Comic“, S. 183–229). Darunter versteht er Comics, die sich ähnlich wie der historische Roman auf konkrete historische Ereignisse beziehen, diese auch in chronologisch korrekter Abfolge berücksichtigen und damit gewissermaßen eine didaktische Grundvoraussetzung erfüllen (S. 189). Tatsächlich ist die Zahl entsprechender Comics, in denen Attila und die Hunnen vorkommen, begrenzt. Die Grundprobleme des Genre ‚Comic‘ bestehen in der für das Medium notwendigen Verkürzung und Vereinfachung komplexer historischer Sachverhalte sowie der zeichnerischen Rekonstruktion von Personen und Umwelt. Baumann zeigt auf, wie das bei den einzelnen Attila-Comics mehr und manchmal auch weniger gelungen umgesetzt wurde. Der Fantasie sind dabei keine Grenzen gesetzt. Als anspruchsvollstes Comic präsentiert er die Reihe „Le Fléau des Dieux“, deutsch: „Die Geißel der Götter“, die nach Ansicht Baumanns gründlich recherchiert und graphisch qualitativ die Geschichte Attilas als Science Fiction im Weltraum spielen lässt (S. 212–213). Er beschließt seinen Überblick mit Betrachtungen zum didaktischen Wert der Geschichtscomics, für die er im Schulunterricht unterschiedliche Einsatzmöglichkeiten sieht, etwa

um ‚concepts of otherness‘ oder im kritischen Vergleich Comic und historiographische Quellen zu untersuchen (S. 217–218). Das kann nach Ansicht des Rezensenten nur Aussicht auf Erfolg haben, wenn das Medium Comic noch eine breite Leserschaft unter den heutigen Schülern findet.

Auch Thorsten Beigel („Der Gesandtschaftsbericht des Priscus von Panium“, S. 231–250) geht es um die schulische Vermittlung des in mehrfacher Hinsicht wichtigen Themas der Hunnen unter Attila. Als Grundlage zieht er den Gesandtschaftsbericht des Priscus heran, dessen vergleichsweise ausgewogene Darstellung ihn für Fragen des interkulturellen Lernens prädestiniert (S. 231). Dabei ist sich Beigel bewusst, dass der Bericht in seiner Gänze zu lang und zu komplex ist, weshalb eine kluge Auswahl einzelner Passagen und eine entsprechende Einführung in den historischen Hintergrund angeraten ist, die auch Erläuterungen spezieller Begriffe und Bezeichnungen (etwa die Benennung der Hunnen als Skythen) einschließen muss (S. 238–239). Außer der Schilderung eines hunnischen Gastmahls für die byzantinischen Gesandten hält Beigel das Treffen mit einem ehemals byzantinischen Kriegsgefangenen, der bei den Hunnen Aufnahme gefunden hat, für eine Schlüsselstelle, die sich besonders eignet. Aber auch ein kontrastiver Vergleich zur Fremdwahrnehmung der Hunnen bei Priscus und Ammianus Marcellinus, der in den Hunnen nur Feinde und Wilde sieht, bietet sich an (S. 241). Kaum von praktischem Nutzen ist aber die abschließende Empfehlung Beigels, für den Unterricht auf das Online-Digitalisat der Übersetzung von Gustav Freytag³ zurückzugreifen. Vorzuziehen ist natürlich die Übersetzung Ernst Doblhofers, die, wenngleich auch schon über sechzig Jahre alt, wissenschaftlich versierter ist und in ihrem sprachlichen Duktus den Schülern von heute etwas leichter fallen dürfte als die Übersetzung Freytags⁴.

Die beiden nachfolgenden Beiträge rufen in Erinnerung, wie eine in ihrer Darstellung völlig verzerrte Völkerwanderungszeit für den Schulunterricht während des Dritten Reichs instrumentalisiert wurde. Carolin Hestler

3 G. Freytag (Hrsg.): Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. 1: Aus dem Mittelalter. Leipzig 1859. 28. Aufl. Leipzig 1903, online verfügbar unter URL: <https://archive.org/details/bilderausderdeu14freygoog/page/n5/mode/2up>.

4 Byzantinische Diplomaten und östliche Barbaren. Aus den Excerpta de legationibus des Konstantinos Porphyrogenetos ausgewählte Abschnitte des Priskos und Menander Protektor. Übersetzt, eingeleitet und erklärt von E. Doblhofer. Graz/Wien 1955 (Byzantinische Geschichtsschreiber 4).

geht in ihrem Beitrag „Von ‚Völkerzügen‘ zur ‚indogermanischen Landnahme‘. Der Darstellungswandel der ‚Völkerwanderung‘ auf historischen Geschichtskarten in Schulbüchern für die Mittelschule zwischen 1919 und 1945“ (S. 251–272) den ideologischen Verwerfungen auf kartographischen Darstellungen der Völkerwanderung nach. Allerdings kommt der Rezensent nach der Lektüre des Beitrags nicht umhin, festzustellen, dass Karten für sich allein genommen nur bedingt dazu taugen, eine bestimmte politische respektive ideologische Ausrichtung zu erschließen oder gar die Geisteshaltung des Kartographen zu verorten. Nicht immer sind die Aussagen Hestlers nachvollziehbar. Zum besseren Verständnis ihrer Argumentation hätte sie die ausgewählten Karten ausführlicher kontextualisieren müssen, und das heißt, die textliche Einbindung oder Kommentierung der Karten zu erörtern, was leider weitgehend unterbleibt.

In hervorragender Weise gelungen sind dagegen Tobias Arands Ausführungen zu „Kampf um Lebensraum und Freiheit – die ‚Völkerwanderung‘ und ihre Rolle in Moritz Edelmanns nationalsozialistischer Geschichtsschulbuchreihe ‚Volkwerden der Deutschen‘“ (S. 273–288). In bedrückender Weise schildert Arand, wie die kurz nach der Machtergreifung erlassenen nationalsozialistischen Bestimmungen zur Neugestaltung der Geschichtsbücher nach einer Findungsphase von 1938 an umgesetzt wurden. Von nun an stand nicht mehr der Mittelmeerraum, sondern die germanische Vorgeschichte mit den vorgeblichen Errungenschaften und Heldentaten der nordischen Rasse im Mittelpunkt. Dazu wurde ein Lehrplan entwickelt, der im fünften Schuljahr lediglich Anekdoten zu berühmten Deutschen von Arminius bis Hitler vorsah, um dann in Klasse 6 mit einem ersten Durchlauf durch die Geschichte zu beginnen, auf den in den Klassen 10 bis 12 ein zweiter Durchlauf erfolgte (S. 267–268). Grundlage war die von Moritz Edelmann zwischen 1939 und 1941 herausgegebene achtbändige Reihe „Volkwerden der Deutschen“, die mit Band 2 auch die Völkerwanderungszeit abdeckte. Jeweils angelegt als historische Meistererzählung, verzichteten die Bände auf jegliche Arbeit mit den historischen Quellen oder Arbeitsaufträge. Der Völkerwanderungszeit kam eine zentrale Bedeutung zu, vollzog sich doch damals die angeblich legitime Landnahme der durch Rassereinheit überlegenen germanischen Völker (S. 280). Arand prangert abschließend nicht nur jegliche Missachtung „einfachste[r] Grundregeln der Geschichtswissenschaft“ (S. 282) an, sondern spart auch nicht mit Kritik an der Alten Geschichte, deren Fachvertreter den nationalsozialisti-

schen Ideologen kampflos das Feld überließe, statt sich in Fragen der Geschichtsdidaktik und wissenschaftlicher Standards einzumischen (S. 286).

Das sollte Grund genug sein, sich über die gegenwärtige Vermittlung der Völkerwanderungszeit in den Schulen Gedanken zu machen. Stoff liefert schon die Frage, wen wir heute und wen die Römer als Barbaren bezeichneten und welches Bild dahintersteht, wie Peter Geiss („Goten und Hunnen der Moderne – Gegenwartsbezogene Thematisierungen der Völkerwanderung im geschichtsdidaktischen Fokus“, S. 289–324) ausführt. So bleibt beispielsweise hervorzuheben, dass der Barbarenbegriff im zwanzigsten Jahrhundert mit nationalistischen und rassistischen Denkweisen aufgeladen wurde, die den Römern fremd waren. Nach ihren Vorstellungen konnten Barbaren integriert und letztlich sogar römische Bürger werden. Geiss sieht in der Auseinandersetzung mit dem Barbarenbegriff, den ‚Anderen‘, gerade für die Epoche der Völkerwanderung gute Anknüpfungspunkte an den Lehrplan für Geschichte in Nordrhein-Westfalen, der vorzieht, den Konstruktcharakter menschlicher Vorstellungen von Fremden zu erarbeiten (S. 292). Das ist vor dem Hintergrund der jüngsten Migrationen und der sich daran entzündenden politischen Debatten von besonderer Aktualität und bedeutet für die Geschichtswissenschaft respektive die Geschichtsdidaktik eine große Chance, birgt aber auch Gefahren, indem zum Beispiel Aspekte der Gewalt und Bedrohung weichgespült werden. Denn anders als die Massenmigration 2015 verlief die Völkerwanderungszeit nicht friedlich. Vielmehr durchziehen diese Epoche Kämpfe und Grausamkeiten als reale Begleiterscheinungen, worüber in den antiken Quellen wegen ihrer hinlänglich bekannten Vorlieben für Gefahrentopik nur mühsam Gewissheit zu erlangen ist – Geiss zieht hier einen Vergleich zur französischen Barbarenpropaganda gegen die Deutschen, die bei aller Überzeichnung ebenfalls einen realen Erfahrungshintergrund hatte (S. 312–313). Für die Spätantike führt er archäologische Indizien als Beweis für den römischen Erfahrungshintergrund an, obwohl – wie er selbst anerkennt – damit ebenfalls methodische Probleme verbunden sind (S. 293). Zu unterstreichen bleibt jedenfalls, dass allein eine distanzierte und kontrastive Analyse der antiken und modernen Migrationen Erfolg verspricht und deshalb nicht einfach nur Analogien bemüht werden dürfen. Dazu gehört auch die Bereitschaft, anzuerkennen, dass Gewalttaten migrierender Gruppen zur spätantiken Alltagsrealität gehörten. Leider scheint das jedoch in manchen Schulbüchern zugunsten eines zu positiv intentionierten, fried-

fertigen Bildes der Barbaren herauszufallen, wie Geiss aufzeigen kann (S. 295–297). Daher fordert er ein „multiperspektivisch angelegte[s] Schulbuchdossier“ (S. 298–299), das die unterschiedlichen Haltungen der Quellen gegenüber den Barbaren verdeutlicht. Denn, wie er abschließend resümiert, die Dekonstruktion essentialistischer Kategorien wie eben derjenigen des Barbaren darf nicht dazu führen, dass die im antiken Barbarenbegriff verarbeiteten (Gewalt-)Erfahrungen zu einem vernachlässigbaren Tatbestand erklärt oder ganz ausgeklammert werden (S. 314–315). Nur fragt sich der Rezensent, wie das in einem Schulbuch in aller gebotenen Kürze und Vereinfachung zu realisieren ist. Geiss unterbreitet im letzten Beitrag des Bandes, eigentlich einem Appendix des vorangegangenen, dazu einen Vorschlag („Die Westgoten in Rom [410 n. Chr.] – ein multiperspektivisches Quellendossier für den Geschichtsunterricht“, S. 325–334). Die Einnahme Roms rief schon bei den Zeitgenossen unterschiedliche Reaktionen hervor und wird auch seitens der modernen Geschichtsforschung in seiner Tragweite unterschiedlich bewertet. Gerade deswegen lässt sich daran exemplarisch lernen, dass es nicht die eine Wahrheit gibt. Geiss stellt hierzu ein Dossier an Quellen zusammen, die die unterschiedlichen Perspektiven erkennen lassen. Ob allerdings das anekdotische Gemälde von John William Waterhouse („The Favourites of the Emperor Honorius“) zielführend ist, darf bezweifelt werden. Geeigneter wäre hier schon eines der Historien Gemälde, wie beispielsweise die Eroberung Roms von Joseph Noël Sylvestre („Le Sac de Rome par les barbares en 410“), um die ältere Sichtweise auf die barbarischen Invasoren, wie sie insbesondere in den romanischen Staaten Süd- und Westeuropas verbreitet war, vor Augen zu führen.

Mit diesem Quellendossier für den Unterricht endet der Band. Was fehlt, ist ein Resümee oder Schlusswort der Herausgeber, das den Auswahlcharakter der vorliegenden Beiträge betont. Denn das Thema „Völkerwanderung. Mythos – Forschung – Vermittlung“ ist natürlich zu groß und komplex, als dass es in einem Sammelband mit einem Dutzend Beiträge auch nur annähernd abgedeckt werden könnte. Doch ist es gelungen, zumindest Schlaglichter auf die aktuelle Forschung, die Rezeption und die problematische Vermittlung im Schulunterricht einst und jetzt zu werfen. Gerade Letzteres kommt in den Fachdisziplinen Archäologie und Alte (respektive Mittelalterliche) Geschichte viel zu kurz und verdient deutlich mehr Aufmerksamkeit. Geht es hierbei doch um nichts weniger als um die zukünft-

tige Rolle, die unsere Fächer in der gesellschaftlichen Wahrnehmung spielen wollen.

Christoph Eger, Freie Universität Berlin
Institut für Prähistorische Archäologie
christoph.eger@lvr.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Christoph Eger: Rezension zu: Peter Geiss/Konrad Vössing (Hrsgg.): Die Völkerwanderung. Mythos – Forschung – Vermittlung. Göttingen: V & R unipress/Bonn University Press 2021 (Wissenschaft und Lehrerbildung 6). In: Plekos 24, 2022, S. 203–216 (URL: https://www.plekos.uni-muenchen.de/2022/r-geiss_voessing.pdf).
